

Alternativmedizin Rotwein

Alkohol – eine preiswerte Arznei, die erst noch glücklich macht



Beda M. Stadler

Welche Kolumnen erzürnen die Leser? Politische Themen, etwa von Mörgeli oder Bodenmann, sind immer gut, um sich wütend zu einer anderen Parteifarbe zu bekennen. Themen wie Gentechnik oder Biogemüse hingegen gehen auch unter die apolitische Haut. Sie ritzen schon ein wenig an der Seele. Bei manchen Lesern befindet sich dort die Religion. Solch zartbesaitete Schweizer mutieren dann zu fanatischen E-Mail- oder Briefeschreibern. Bei vielen Leuten, die Toleranz predigen, endet die Toleranz eben am eigenen Horizont. Auf der Reaktionskala auf meine Äusserungen scheint die Toleranzgrenze schon mit der Aussage erreicht: «Ein Medikament ohne Nebenwirkung hat auch keine Wirkung!»

Ich tue es hiermit nochmals, schliesslich ist selbst die Umkehr des Satzes trivial und wissenschaftlich belegt. Patienten, die ein Medikament benötigen, nehmen Nebenwirkungen in Kauf. Warum wollen aber so viele Schweizer Medikamente ohne Nebenwirkung? Ganz einfach: Leute, die keine Nebenwirkungen wollen, sind nicht unbedenkliche Streicheleinheiten sein und den Krankenkassenprämien-schmerz lindern. Es ist ja noch nie jemand dank Notfalltropfen oder Globuli sein Schleudertrauma losgeworden, nachdem ihm eine IV-Rente zugesichert wurde. Die geistige Verunrein-

gung in den Kügeli wirkt eben nur, wenn man daran glaubt.

Dem Bundesamt für Gesundheit sei Dank, dass wirkungslose Präparate der Alternativmedizin aus der Grundversorgung gekippt werden sollen – auch wenn dies noch nicht wirklich geschehen ist. Ein zweiter Dank, dass nun ebenfalls wirkungslose Präparate aus der Schulmedizin verbannt werden sollen. Warten wir einmal ab, wie viel Jahre das dauern wird. Damit das Bundesamt für Gesundheit weiter am Drücker bleibt, hier ein neuer Vorschlag: Es gibt nämlich Medikamente, die wohl wirken, sogar massivste Nebenwirkungen haben und vielleicht trotzdem nicht unbesehen auf die Medikamentenliste gehören, weil die Natur alternative Präparate zur Verfügung stellt. Dies zeigt: Ich bin nicht grundsätzlich gegen alternative Wässerchen, nur gegen solche, die nicht wirken.

Greifen wir als Beispiel die Statine heraus. Sie könnten zu einer echten Zwickmühle für das Bundesamt für Gesundheit werden. Medikamente aus dieser Gruppe blockieren die Bildung von Cholesterin in der Leber, wodurch Herzinfarkte oder Schlaganfälle wirkungsvoll reduziert werden. Nichts gegen Statine, nur gibt es Studien, die zeigen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind auch ohne Griff in den Medikamentenschrank zu mindern. Die Wunderdroge aus der Natur ist im Rotwein und heisst Alkohol. Vierzig Gramm davon oder umgerechnet ein knapper halber Liter Wein bei Männern oder etwa dreissig Gramm Alkohol pro Tag für Frauen haben sich als Herz- und Hirnschutz entpuppt. Bei dieser Menge Rotwein gilt man unter Ärzten als Alkoholiker. Die Knackzahl für das Bundesamt für Gesundheit ist nun: Wer erhält via Krankenkasse gratis ein Statin, und wer wird dazu verknurrt, sich einen Weinkeller anzulegen? Die Krankenkassen wird's hingegen freuen, die Qualität des Weins ist belanglos. Es geht alleine um den Alkohol;



ILLUSTRATION: GABI KOPP

ergo könnten auch Schnaps und Bier als Generika auf die Medikamentenliste der Grundversorgung.

Für den Entscheid darüber, ob nun ein alternatives Präparat wie Rotwein oder ein Statin verordnet werden sollen, wird man also den Preis diskutieren müssen. Für einmal könnte es

Dies zeigt: Ich bin nicht grundsätzlich gegen alternative Wässerchen, nur gegen solche, die nicht wirken.

stimmen, dass die alternativen Präparate günstiger sind – vorausgesetzt, die Geschmacksknospen machen mit. In der Diskussion um Generika und alternative Medikamente fehlte zudem bisher der Ansatz der glücklich machenden Nebenwirkungen. Diesbezüglich hätte der Alkohol schon einmal die Nase vorne. Überhaupt: Leute, die Medikamente ohne Nebenwirkungen wollen, bezeichnen sich oft als ganzheitlich denkende Menschen. Wie kommen die darauf, unser Körper funktioniere ohne Wechselwirkungen?

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.



pH-Wert

Pia Horlacher

Ein neues Schweizer Fernsehen? Man hätte es nicht gemerkt, wenn die kundenfeindliche Cablecom uns deswegen nicht zum x-ten Mal einen Sendersalat beschert hätte. Und darüber hinaus gleich noch zwei öffentlichrechtliche Sender aus ihrem Kabelnetz strich, wie immer klammheimlich, in einer jener Nacht- und Nebel-Aktionen, die jedem Nichtjuristen als Monopolmissbrauch erscheinen müssen. Jedenfalls, wir haben nun – statt der englischen BBC und dem spanischen TVE – einen weiteren Privatsender im Netz: Er nennt sich «3+» oder, da auf heimischem Mist gewachsen, «neues» bzw. «junges Schweizer Fernsehen». Das stösst dem alten Schweizer Fernsehen sauer auf. Es sieht seinen Markennamen gefährdet und befürchtet «eklatante Verwechslungsgefahr». 3+ sieht aber, wenn man drüber zappt, noch nicht aus wie Schweizer Fernsehen. Nur so wie alle anderen neuen Privatsender auch, nämlich wie identische Verblödungsmaschinen. Zuhälter-Fernsehen halt, dass jeden Abend auf dem Unterhaltungs-Strich bei seiner eigentlichen Bestimmung landet: von der Abzockerei im Telefonspiel (Welches Tier ergibt sich aus den Buchstaben H, U, N und D?) über Exhibitionsshows wie Super-Star zur Porno-, Prostitutions- und Freier-Werbung nach Mitternacht. Braucht das Schweizer Fernsehen sich davor zu fürchten? Bereits wurde vor Gericht um einen Vergleich gerungen. Vorläufig vergeblich. Doch Deal or no Deal – möchte Goliath nicht mit David verwechselt werden, liegt das ganz in seiner Hand. Oder seiner Unterhaltungsabteilung.

Nachrufe

Bonjour Mademoiselle

Coccinelle, erste Transsexuelle in der Pariser Showszene, ist 75-jährig gestorben

Glitzer, Glanz und Glamour waren ihre Welt. Als schillernder Vogel, geschmückt mit Pailletten und Pfauenfedern, riss sie ihr Publikum hin. In ihren jungen Jahren war sie ein Mann gewesen. Nun wollte sie ganz Frau sein.

Transsexuelle wollte sie nicht genannt werden. «Wenn man operiert wurde, ist man Frau, c'est tout», sagte sie auf ihrer Homepage. Die Besucher der Site begrüsst sie mit der Melodie des Piaf-Liedes: «Je ne regrette rien».

Als Jacques-Charles Dufresnoy war sie 1931 geboren worden. In einfachem Pariser Milieu. Es war eine Zeit, da Männer noch als Männer galten und Frauen als Frauen. Gewiss, in der Antike, da hatte es Hermaphroditen gegeben, erklärten Akademiker. In Asien gab es Ladyboys, wusste mancher Tourist. Und auf verruchten Bühnen spielten Männer und Frauen manchmal ihr Gegenteil.

Dass Jacques-Charles sich gern in Mädchenkleider hüllte, war sicher nichts Auffälliges. Auch wenn dieser Bub es häufiger tat als andere Kinder. Als er an einem Faschnachtstag in einem roten Kleid mit schwarzen Pünktchen umherhüpfte, nannte man ihn: Coccinelle. Marienkäferchen. «Coccinelle war geboren und führte mich in einen Wirbelsturm.»

Der Junge wurde Friseur in einem Pariser Schönheitssalon. Er war selber eine Schönheit mit seinem hübschen Gesicht, der schmalen Taille und den geschwungenen Hüften. Er? Sie? Gern spazierte er in Frauenkleidern durch Paris, so fand er sich am schönsten. Die braunen Haare platinblond gefärbt. Die Eltern waren entsetzt.

1953 debütierte Coccinelle – bald nur noch als Frau auftretend – chez «Madame Arthur», einem Transvestitenkabarett, mit einem Chanson übers

ersten Rendez-vous. Bald war sie Vedette im Nachtclub «Le Carrousel», wo Schauspieler und Publikum mit Geschlechterrollen experimentierten. Coccinelle sang Titel wie: «Ich suche einen Milliardär», «Nimm mich oder lass es bleiben», «Mein Gigolo».

Um die Weiblichkeit zu perfektionieren, nahm sie Schauspielunterricht. Sie spritzte sich weibliche Hormone. Ein Arzt verabreichte ihr Folliculin und Lutein. Die Haut wurde weicher. Die Brüste vergrösserten sich. Sie brauchte keine Perücke mehr. Ganz glücklich war sie noch nicht. Coccinelle verliebte sich in einen Revuekollegen. Das war der Anstoss. Sie wollte «eine wahre Frau» sein.

Das Geschlecht mittels Operation umzuwandeln, ist in Frankreich damals verboten. Doch Coccinelle findet

einen französischen Gynäkologen in Casablanca, der mit plastischer Chirurgie experimentiert. (Dr. Georges Burou sollte später Hunderte solcher Operationen durchführen.) 1962 wagen die beiden den Eingriff. «Nach der Operation sagte er mir: «Bonjour Mademoiselle.»» Als die Klatschpresse es erfährt, ist Coccinelles Bild auf den Titelseiten. Sie ist die erste Person in Frankreich, die sich öffentlich zu einem Geschlechtswechsel bekannt hat.

Es beförderte die Karriere. Die Blondine wurde mit Brigitte Bardot verglichen und manchmal verwechselt. Und erhielt ein Engagement im «Olympia» – bekannt durch Auftritte von Edith Piaf oder den Beatles –, wo eigens für sie eine Revue geschaffen wurde: «Chercher la femme». Ein Foto zeigt sie im silberweissen Pailletten-

kleid mit einem Strauss unendlich langer Federn am Hintern. Umgeben von ihren Kolleginnen, Bambi, Kiki, Chouchou, von denen noch die eine oder andere eine Geschlechtsumwandlung vornehmen sollte.

Dann geschah, was keiner für möglich gehalten hätte. Der Staat anerkannte die neue Person. Der Zivilstandseintrag wurde geändert. Aus Jacques-Charles wurde Jacqueline-Charlotte Dufresnoy. Nun war Coccinelle gesetzlich von Natur aus Frau, und durfte also auch heiraten. Den Sportjournalisten, den sie damals liebt. Am Arm ihres Vaters betritt sie im unschuldigen weissen Kleid die Kirche. Es war ein Tabubruch. Wieder ist sie Tagesthema in Paris.

Nach drei Monaten reichte sie die Scheidung ein. Die zweite Ehe, wenig später eingegangen, dauerte 14 Jahre. Bei der dritten Heirat sollte sie 65 sein.

Tourneen führten sie in die Welt. Sie begeisterte das lateinamerikanische Publikum. Zog für einige Jahre nach Berlin, wo sie im einschlägigen Travestielokal «Chez nous» auftrat. 1987 kehrte Coccinelle nach Paris zurück, wo sie, allmählich molliger werdend, sich an der Gründung eines Forschungs- und Informationszentrums für Betroffene beteiligte und eine Autobiografie schrieb. Denn nun wurde sie als «Ikone der Transsexuellen» gehandelt. Die letzten Jahre verbrachte sie in Marseille.

Hatte sie das Glück gefunden? Sie litt am Gefühl, man sehe sie bloss «als Jahrmarktsfigur». Und in ihrer Biografie sann sie darüber nach, ob sie wirklich eine Frau geworden sei. «Oder war ich ein kastrierter Mann?» An der Abdankungsfreier erinnerte ein Künstlerkollege daran, dass der Marienkäfer auch «Herrgottskäfer» genannt wird – als eine der farbigen Schöpfungen Gottes. Willi Wottreng



Ganz in Weiss: Coccinelles erste Hochzeit, 1962. (AFP)

Winifred Bennett, gestorben im Alter von 71 Jahren, Hobby-Historikerin, die das Bild eines US-Präsidenten erschütterte. Es war bei einem Mittagessen: Man diskutierte über Thomas Jefferson – US-Präsident und Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung – und seine angebliche Liaison mit der Sklavin Sally Hemings. Eher beiläufig regte Bennet im Gespräch an, eine DNA-Untersuchung der Jefferson- und der Hemings-Nachkommen durchzuführen. Die Ergebnisse, publiziert 1998 in «Nature», belegten, dass ein Mann aus der Jefferson-Familie bei der Erzeugung von einem der sechs Kinder der Sally Hemings beteiligt gewesen war. Vermutlich Thomas Jefferson.

Angelika Machinek, 49, mehrfache Weltrekordhalterin im Segelflug. Die deutsche Theaterdramaturgin und Verlagslektorin war vom Virus des Fliegens angesteckt, war Fluglehrerin für Segelflug, Motorflug, Ultraleichtflug und Ballonfahrt. «Meinen Ventus» – ein Segelflugzeug der Rennklasse – «kann ich mir richtig anziehen, das ist wie Selberfliegen.» Beim Probeflug mit einem Leichtflugzeug stürzte sie ab.

Jeff Getty, 49, Aids-Patient. 1995 hatte der Amerikaner Getty als erster Mensch Knochenmark eines Pavians injiziert bekommen – denn Paviane sind resistent gegen den HIV-Erreger. Es galt als letzte Möglichkeit zur Rettung seines Lebens. Das Experiment misslang. Die Zellen starben ab. Doch der Patient überlebte. Seither engagierte sich Getty im Kampf für eine wirksame Aids-Therapie.

Paul Silas Pfyfl, 54, Naturheilpraktiker und Ernährungstherapeut. Er hatte die Küche im Kurhaus Bellevue in Amden geführt und als Küchenchef in «Jackys Stapferstube» in Zürich 16 Gault-Millau-Punkte erreicht. Doch immer mehr interessierten ihn die Produkte der Natur. In einem Buch über «bekannte und vergessene» Gemüse erinnerte er an Salatpflanzen namens Guter Heinrich, Portulak oder Tagillie. Und er radikalisierte sich, bis er zu einer Küche gelangte, die er keltisch nannte. Er konnte Gästen Schinkenwurzeleintopf mit Brennesselpesto aufziehen oder Rapunzel-Glockenblumensalat auf Alfaspssen mit Kümmelsauce. (wot.)